

Erasmus wird dargestellt als ein Mann, der in gelehrter wie in drastischer Sprache die Mängel seiner Mitmenschen und seiner Zeit bloßzustellen und zu verspotten vermochte, aber dennoch als ein „...Mann des Status quo, in dem er sich einzurichten verstanden hatte und den er allenfalls unter Vermeidung jedes Verlustes verändert sehen wollte.“ (S. 157).

Die ausgewählten und besprochenen Textpassagen sind selbstredend sehr stark auf die Sichtweise ausgerichtet, die Schultz dem Leser vermitteln will. So wird sich derjenige, der sich eine ganz eigene, unverfälschte Meinung über Erasmus bilden will, zu stark gelenkt fühlen. Mit Freude lesen wird derjenige, der einen raschen und relativ umfänglichen Überblick über Leben und Werk des Gelehrten sucht, um dann gezielt bei Erasmus selbst weiterzulesen.

Der Band schließt mit einer Zeittafel und diversen Literaturhinweisen sowie Erklärungen, die - Kapiteln zugeordnet - etwas schwer zu handhaben, jedoch sowohl für den Kenner als auch für den Laien unverzichtbar sind, da sie einerseits die Stellenangaben, andererseits u. a. die Erläuterungen der zahllosen Bezüge auf die Antike enthalten. Diese Anmerkungen sind allerdings in ihrer Qualität durchwachsen und von seltsam unterschiedlichem Niveau, so dass für mich am Ende die Frage nach einer speziellen Zielgruppe für diese Art von Werksquerschnitt offen blieb. Für den Lateinlehrer jedenfalls, der im eigenen Unterricht spätestens bei einer Begegnung mit den Diogenes-Anekdoten des Erasmus (z. B. in „Ohrfeigen gegen Barzahlung“ Texte für die Übergangslektüre; Klett-Buch 6544) bemerkt haben dürfte, wie schön und ansprechend für den Schüler die Antike über Erasmus mit der heutigen Zeit verbunden werden kann, ist das Buch in jedem Fall eine wahre Fundgrube an Erasmus-Texten für den Lateinunterricht, die nur noch im Originaltext aufgesucht und für den Unterricht aufbereitet werden müssen, sei es die Beschreibung Ciceros im „Dialogus cui titulus Ciceronianus sive de optimo dicendi genere“, sei es der höchst reizvolle Vergleich Julius' II. mit Caesar in „Julius exclusus e coelis“ oder aber eine Passage aus dem „Lob der Torheit“ (Erasmus lässt die

stultitia in ihrer Rede alles aufbieten, was in der antiken Mythologie und Geschichte Rang und Namen hatte) oder, oder, oder...

PEGGY WITTICH, Cottbus

*Schwab, Hans-Rüdiger: Johannes Reuchlin - Deutschlands erster Humanist. Ein biographisches Lesebuch. München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998. 304 Seiten. 19,90 DM (dtv 12609; ISBN 3-123-1260-4).*

Die für die Geschichte insbesondere des deutschen Humanismus kaum zu überschätzende Bedeutung des Philologen, Juristen und Philosophen Johannes Reuchlin (1455-1522) steht im krassen Gegensatz zur vergleichsweise geringen Bekanntheit seiner Werke. Hans-Rüdiger Schwab möchte Reuchlin mit seinem Buch ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit zurückerufen. Eingebettet in einen knapp 70 Seiten langen biographischen Abriss präsentiert er (neben zwei Briefen Martin Luthers und Ulrich von Hutten) 30 ins Deutsche übertragene Texte des Pforzheimer Humanisten. Mit insgesamt über 100 Seiten wurde der Großteil dieser Texte von Adalbert Weh, dessen Name skandalöserweise erst ganz am Ende des Buches erscheint, erstmals oder neu aus dem Lateinischen übersetzt (Schwab übersetzte drei Seiten). Neben Briefen, Gedichten und umfangreichen Auszügen aus den beiden philosophisch-kabbalistischen Hauptwerken „De verbo mirifico“ und „De arte cabalistica“ werden Reuchlins Komödien „Sergius vel Capitis caput“ und „Henno“ (in der frühneuhochdeutschen Bearbeitung von Hans Sachs) sowie sein für die Geschichte der Judenemanzipation eminent wichtiges Gutachten über die jüdische Literatur in voller Länge abgedruckt. Der Anhang des Buches enthält ein Glossar, eine Zeittafel, ein Literaturverzeichnis sowie die Textnachweise nebst einer editorischen Notiz.

So verdienstvoll es ist, Reuchlins Werke zumindest auszugsweise in deutscher Übersetzung zugänglich zu machen, so nachlässig ist die Präsentation und Erschließung der Texte. Dies beginnt rein äußerlich mit dem wenig aussagekräftigen Inhaltsverzeichnis, in dem die Gliederung des Buches in eine Einleitung und sechs Folgekapitel (im Text durch die Ziffern I-VII bezeich-

net) keinen Niederschlag findet. Wenig kongenial ist es, einerseits darauf hinzuweisen, dass „die Humanisten Sprache als das zentral zu kultivierende Mittel jeder geistigen Äußerung“ begriffen (S. 14), andererseits aber selbst Formulierungen wie „Hauptquartier der humanistischen Avantgarde“ (S. 54) oder „Mega-Berühmtheit“ (S. 127) zu verwenden, von „tiefschürfenden Trinkgelagen“ (S. 54) oder „Umtrieben strategischer Taufjuden“ (S. 181) zu sprechen und nahezu jede Apposition in den Nominativ zu setzen (z. B. „am Württembergischen Hofgericht, die oberste Zivilinstanz des Landes“, S. 18).

Erst in jüngster Zeit verabschiedete Forschungslegenden wie Reuchlins Tätigkeit am Reichskammergericht in Speyer (S. 116 und 294) fallen nicht weiter ins Gewicht. Ärgerlicher sind Verballhornungen wie Wallhalla (S. 8) oder Γοξενδεῖς Πεντιγγέριδος φλεχθείς (S. 6 und 191 statt Τοξευθεῖς Πεντιγγέριδος φλεχθείς) und die mangelnde Sorgfalt bei der Schreibung der Eigennamen: Cyrenäiker (S. 70) oder gar Cyrenärker (S. 279), Gikalitia (S. 286 statt Gikatilla), Epimonides (S. 66 statt Epimenides) usw.

Nur mit äußerster Vorsicht ist das unzureichende Glossar zu benutzen. Neben unzutreffenden Angaben wie „*Meder*: poetisch für: Perser, Assyrer“ (S. 283) finden sich dort grob irreführende Erklärungen wie „*chalkidisch*: von Chalkidiki, einer gebirgigen Halbinsel in Nordgriechenland“ (S. 279), während es in Reuchlins Text „chaldikisch“ heißt (S. 205), womit das Äthiopische gemeint ist. Die für die Dominikaner verwendete Bezeichnung „Jakobiten“ (S. 268) leitet sich keineswegs, wie im Glossar (S. 281) suggeriert, von den syrischen Monophysiten her, sondern erklärt sich aus dem Pariser Kloster St. Jakob, dem Sitz des Generalstudiums des Ordens. Vollkommen unverständlich ist die Identifizierung eines in Reuchlins Text (S. 112) ausdrücklich als Zeitgenosse bezeichneten Lonchinus mit dem antiken Platoniker Cassius Longinus (S. 282). Vielfach fehlen erläuternde Hinweise dagegen ganz, obwohl z. B. kaum jemand etwas mit den S. 236 erwähnten „Juden, die man Brahmanen nannte“

anzufangen wissen wird (sie gehen auf Reuchlins komprimierte Lesart von Clem. Alstrom. I 72 bzw. Eus. praep. ev. IX 6 zurück).

Die Übersetzungen sind im allgemeinen zuverlässig und mitunter von großer sprachlicher Kraft (z. B. der von Weh übersetzte Brief an Arnold von Tongern). Das richtige Verständnis einer Partie aus Reuchlins Brief an Johannes Stocker wurde durch einen Lesefehler verhindert: Statt „Catapuda Nilo“ (S. 186) heißt es lateinisch „Catadupa Nilo“ (= Κατάδουπα Νείλω), so dass man im Zusammenhang übersetzen müsste: „ein ganz verlogener Verleumder, der so von Niedertracht übersprudelt, wie [der Katarakt] Katadupa vom Nilwasser“ („calumniatorem mendacissimum et sic perfidia scatentem, ut Catadupa Nilo“). Das unlateinische „denoiatio“ (S. 164) ist, wie ein Blick in den „Augenspiegel“ (Bl. XVI recto) bestätigt, lediglich ein Kürzel für „denominatio“ und dementsprechend zu ändern. Wenig gelungen ist Schwabs Wiedergabe des Distichons „Diruit omnia mors et habent hunc omnia finem / Unus et interitus rebus et una quies“ mit „Alles vernichtet der Tod, und dies ist das Ende von allem: Die Dinge haben den Untergang und eine Ruhe vor sich“ (S. 265), da doch zweifellos gemeint ist: „Den Dingen ist derselbe Untergang und dieselbe Ruhe beschieden.“ (In den „Dunkelmännerbriefen“ werden die Briefschreiber u. a. dadurch karikiert, dass sie „unus, -a, -um“ als unbestimmten Artikel benutzen.)

Völlig unzureichend sind die Textnachweise, denn was nützt es z. B., wenn als Quellenangabe für die Übersetzungen der Briefe an Jakob Sprenger, Frater Crismann und Jakob Quistenberg jeweils lediglich vermerkt ist: „nach der Handschrift in der Bibliothèque Nationale Paris / im Stadtarchiv Pforzheim / in der Staatsbibliothek Berlin“ (S. 302f.). Die Suche dürfte sich schwierig gestalten. Dabei hätten alle diese Briefe in den Editionen von Martin Sicherl, Manfred Krebs und Gottlieb Friedländer leicht nachgewiesen werden können. Ähnlich ist es bei dem Gedicht an Johannes von Lamberg („nach der Handschrift in der Bayerischen Staatsbibliothek München“, S. 302). Die Übersetzung von dessen erstem Vers („Bacchus, was treibst Du Dich

so vielgesichtig durch die Donauhallen von Linz“, S. 103) folgt übrigens einer im Manuskript des ersten Bandes des Reuchlin-Briefwechsels verworfenen Konjektur „Abnobii [...] atria“ (anstelle des überlieferten „arnorii [...] atria“). Wenn man ihr folgt, darf man die Abfassung des Gedichts natürlich nicht, wie S. 103 geschehen, nach Bayern verlegen (abgesehen davon, dass man den Gedichtanfang dann auch nicht „Bacche, quid Arnorii“ zitieren sollte). Eine präzisere Angabe der sehr unbefangenen benutzten Literatur wäre ganz allgemein honorig gewesen. Immerhin basieren z. B. fast alle Datierungen der ohne Datum überlieferten Briefe auf dem Manuskript der Pforzheimer Reuchlin-Forschungsstelle. Zum Literaturverzeichnis sei nur noch angemerkt, dass die S. 299 aufgeführte Festschrift für Adolf Seebaß „Totum me libris dedo“ und nicht „Totum me librum dedo“ heißt - auch wenn diese Variante natürlich nicht ohne Reiz ist.

Die in diesem biographischen Lesebuch vielfach erstmals in deutscher Sprache vorgelegten Texte Reuchlins hätten bei einer seriöseren Erschließung sicherlich einen weitaus bequemeren Zugang zur Gedankenwelt des trilinguen Humanisten ermöglichen können. Auch wenn das Buch, dem ein sorgfältiges Lektorat zu wünschen gewesen wäre, nur eingeschränkt empfohlen werden kann: Um eben dieser Texte willen hat es dennoch einen Wert.

MATTHIAS DALL'ASTA, Pforzheim

*Niesen und Stockhorn. Berg-Besteigungen im 16. Jht. Zwei Latein-Texte von Berner Humanisten. (Ioannes Rhellicanus [d.i. Johannes Müller aus Rhellikon]: Stockhornias. Benedictus Aretius [d.i. Benedikt Marti]: Stockhornii et Nessi montium ... brevis descriptio]. Hrsg., übers. u. komm. v. Max A. Bratschi. Thun: Ott Verlag (o.J.) 94 S. 16 SFr (ISBN 3-7225-6883-8).*

Wie Petrarca seine Besteigung des Mont Ventoux geschildert hat, gilt zu Recht als ein Meilenstein auf dem Wege zu einem neuzeitlichen Verständnis der Natur. Nun wird niemand die beiden vorliegenden Werkchen auch nur annähernd mit Petrarca vergleichen wollen, und

das nicht nur, weil sie über 200 Jahre später entstanden sind. Nicht selbstverständlich ist freilich ebenso, wie hier (anders auch als bei Petrarca) die Natur zunächst mit erwartungsvoller Freude und nicht zuletzt (bei Aretius) mit systematischem Forscherdrang erobert wird. Dass dennoch unter der heiteren Oberfläche manches von den religiösen Auseinandersetzungen der Reformationszeit (bei Rhellicanus) angesprochen wird, darauf weist Bratschi in seinen kommentierenden Bemerkungen hin.

Beide Werke sind durchaus verschiedener Natur. Rhellicanus hat in 135 Hexametern, in der Versgliederung manchmal etwas holperig, beschrieben, wie eine Wandergruppe, von Bern ausgehend, den Stockhorn bestiegen hat. Klassische Anklänge, aber auch solche an nachklassische Literatur flicht der Professor für griechische Sprache und Literatur und später Pfarrer von Biel vielfach ein. Aretius' Intentionen sind andere: er liefert geographische und - vor allem - botanische Informationen: rund ein Drittel des Werkes nehmen Beschreibungen von Alpenpflanzen ein. Dabei zeigt er immer wieder, wie ihn das bescheidene, naturhafte Leben der Äpler und die Schönheit der Landschaft überwältigt: „Istic theatrum Domini est.“

Zur Lektüre der Stockhornias hat Bratschi auch eine Lektüresequenz geplant und, wie er sagt, erfolgreich ausprobiert; sie kann beim Verfasser bezogen werden (die Redaktion wird Wünsche weiterleiten).

HANSJÖRG WÖLKE

*Fink, Gerhard/Maier, Friedrich: Ordo. Modellgrammatik Latein. Oldenbourg Verlag, München: Oldenbourg 1998. 103 S., 19,80 DM (ISBN 3-486-87691-0).*

Unter den verschiedenen zur Zeit erhältlichen Darstellungen der lateinischen Grammatik nimmt das hier vorzustellende Werk eine besondere Stellung ein: es will einerseits zeigen, „wie Sprache an sich funktioniert“ (S. 6), andererseits verdeutlichen, dass der lateinischen Grammatik Modellcharakter zukomme, da die gewonnenen Erkenntnisse auf andere Sprachen übertragbar seien. Auf diese Weise soll auch das Verständ-